

dtv

Bjørvika, August 2008. Die Menschen strömen in die neu eröffnete Osloer Oper, um den Gastauftritt des weltberühmten Tenors James Medina als Mario Cavardossi in *Tosca* zu erleben. Als Medina während der Hinrichtungsszene tödlich verwundet zu Boden sinkt, ist sein Blut echt. Der Tumult im Saal verwandelt sich rasch in ein Flammeninferno, aus dem sich Opernjournalist Tom Hartmann schwer verletzt retten kann. Einige Tage später erhält er von Medinas Agenten Victor Kamarov den Auftrag, einen umfangreichen Nachruf auf den herausragenden Tenor zu verfassen. Tom beginnt zu recherchieren und entdeckt nicht nur, dass viele Menschen ein Motiv hatten, Medina umzubringen, sondern er gerät auch auf die Spur seines Mörders. Der plant bereits den nächsten Anschlag auf einen Kamarov-Schützling und arrangiert die Tat so, dass der Verdacht auf Tom fällt. Das bringt diesen nicht nur in akute Beweisnot, sondern auch in höchste Lebensgefahr ...

Øystein Wiik, 1956 geboren, ist Operntenor, Schauspieler und Komponist. Er erhielt seine musikalische Ausbildung an der Staatlichen Theaterhochschule in Oslo sowie in Wien, Bologna und London. Als Sänger und Schauspieler trat er in zahlreichen Musiktheater-, Film- und Fernsehproduktionen auf und hat an mehreren CD-Einspielungen mitgewirkt. ›Tödlicher Applaus‹ ist sein erster Krimi.

Øystein Wiik

Tödlicher Applaus

Kriminalroman

Aus dem Norwegischen von
Günther Frauenlob und Maike Dörries

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Deutsche Erstausgabe 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2010 H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard) AS, Oslo
Titel der norwegischen Originalausgabe:
»Dødelig applaus«
© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung
eines Fotos von plainpicture/Arcangel
Gesetzt aus der Garamond 10/12,5°
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21278-6

James Medina

Pause. Der zweite Akt von *Tosca* war zu Ende, und das Publikum strömte aus dem Zuschauersaal, um etwas zu trinken, zu sehen und gesehen zu werden. Eine Vorstellung mit dem Tenor James Medina war ein Medienereignis ersten Ranges. Sein Name war in aller Munde. »Fantastisch«, »überirdisch«, »herausragend«, »sexy« – es hagelte nur so von Superlativen. Medina war der neue Pavarotti, und heute gab er sein erstes Gastspiel als Mario Cavaradossi an der neuen Osloer Oper.

PR-Chef Stein Jørgensen nickte der eleganten jungen Dame an der Bar im Foyer des neu eröffneten Opernhauses in Bjørvika diskret zu. Sie leerte ihr Champagnerglas und näherte sich ihm. Sie hätte Topmanagerin jedes beliebigen Wirtschaftsunternehmens sein können: Chanel-Kostüm in Dunkelmarine und an den Füßen Bruno-Magli-Schuhe als perfekten Abschluss der Konturen ihrer gut trainierten Beine. Das blonde Haar strahlte ebenso selbstbewusst wie die smaragdgrünen Augen. Sie entsprach exakt der Beschreibung, die Jørgensen per Kurier aus Wien bekommen hatte. In einem versiegelten Umschlag. Keine E-Mail. Keine SMS, die zurückverfolgt werden könnte. Niemand sah ihr an, dass sie Sex verkaufte. Er hielt ihr die Tür rechts vom Ticketschalter auf. Der sinnliche Duft von Iris, Aqua di Parma streifte ihn, als sie an ihm vorbeistrich. Der Teufel hole James Me-

dina, Tenor müsste man sein, dachte er. Der Opernkritiker Tom Hartmann hatte in einem seiner Artikel in *Opera Today*, in dem es um die Lieblingsparfüms berühmter Sänger gegangen war, Aqua di Parma als Medinas Lieblingsduft erwähnt.

Ungeschickt streckte Jørgensen der jungen Frau die Hand entgegen. Ihr Zögern, ehe sie ihm die Hand gab, gab ihm augenblicklich das Gefühl, extrem unattraktiv zu sein. Nicht, dass sie unfreundlich gewesen wäre, aber sie machte ihm klar, wie unwichtig er in diesem Kontext war. Nicht gerade ermutigend. Sie liefen durch den Gang zwischen Haupt- und Hinterbühne, vorbei an der Werkstatt in die sogenannte Operngasse, die das Gebäude in vorne und hinten teilte. Die Bühnenarbeiter piffen leise, und die männlichen Chorsänger blickten ihnen nach, als sie sich immer tiefer in das Labyrinth aus Gängen und Türen begaben, das zur Garderobe des Startenors führte.

Es war eine Herausforderung, einen Star von James Medinas Kaliber zu Besuch zu haben. Er hatte eine Garderobe mit Meerblick verlangt, die darüber hinaus mit einem Schlafsofa ausgestattet sein sollte, was weit über den Standard der spartanisch eingerichteten Garderoben im neuen Opernhaus hinausging.

Jørgensen hatte sich schon oft über die Abwesenheit jedweder Ästhetik in diesem Teil des Gebäudes gewundert. Die nackten weißen Gipswände und die roten Türen passten so gar nicht zu der verschwenderischen, lebensbejahenden Grundhaltung der Opernwelt, dachte er. Aber schließlich war er PR-Chef und nicht Innenarchitekt.

Das Garderobenproblem wurde gelöst, indem man das Büro des Operndirektors in Beschlag nahm. Ein Schlafsofa wurde gekauft und der Raum nach den exzen-

trischen Wünschen des Startenors eingerichtet. Perserteppiche deckten den hellen Linoleumboden ab, und große Standspiegel in barocker Goldrahmung zierten die Wände. Medinas Wunschliste erforderte ferner original UGG-Pantoffeln ohne Lederschnürung, eine Sprayflasche mit einer Glycerin-Wasser-Mischung, um den Hals von Schleim zu reinigen, zwei Flaschen Brunello-Rotwein, Rotweingläser der Marke Riedel, einen Brunello-Cucinelli-Hausmantel aus Kaschmir und Seide – dabei war es kaum möglich gewesen, einen zu finden, der groß genug für Medina war. Am Ende hatten sie eine Sonderanfertigung aus Perugia ordern müssen, Größe XXXL. Zino-Premium-Zigarren, Zedernholz und Rémy Martin XO zum Anzünden der Zigarren sowie Cognacschwenker aus tschechischem Kristall standen ebenfalls bereit. James Medina war ein Tenor mit großem T.

Es fiel in Stein Jørgensens Verantwortungsbereich, den Anforderungskatalog ebenso abzuarbeiten wie den Backstage-Rider, den Medinas Manager, Victor Kamarov, geschickt hatte. Die Frau vor ihm war jedoch durch einen dritten Part organisiert worden, der ausschließlich mit Kamarovs Büro in Wien in Kontakt stand. Jørgensens Blick glitt immer wieder auf ihren Po, der sich bei jedem Schritt unter dem Stoff des Rockes abzeichnete. Verdammt, wie er Medina beneidete.

Die Glasscheiben im Büro des Direktors waren für die speziellen Umstände verblendet worden, und sämtliche Türen, die in den Bürobereich führten, waren versperrt. Nur autorisiertes Personal durfte die Durchgänge benutzen. Der reinste Gag, dachte PR-Chef Jørgensen. Erzähl den Leuten, du bist groß, und sie glauben es. Er klopfte an die Garderobentür. »Vieni!«, ertönte es in brillantem Tenor von drinnen.

»Die Pause dauert zwanzig Minuten«, sagte Jørgensen zu der Frau gewandt. »Ich hole Sie in fünfzehn Minuten wieder hier ab. Sie wollen doch sicher den letzten Akt sehen.« Er hörte sich trocken und kratzig an im Vergleich zu Medinas glockenklarer Stimme.

»Sehr gerne«, antwortete die Frau, als sie die Tür hinter sich schloss.

Stein Jørgensen hatte Order, vor dem Liebesnest Wache zu halten. Er kam sich vor wie ein Eunuch in einer Mozart-Oper, schob die Hände in die Taschen, sah sich um und versuchte, lässig zu wirken. Der Opernchef wusch seine Hände in Unschuld und wusste von nichts. Käuflicher Sex war in Norwegen verboten, und er, der PR-Chef, würde den Kopf hinhalten müssen, wenn das an die Öffentlichkeit kam.

Einstimmen

James Medina lag in seinem XXXL-Seidenmantel auf dem Schlafsofa, der sich in Hüfthöhe wie ein Seidengebirge emporwölbte. Augenscheinlich schien ihm zu gefallen, was er sah. »Buena sera«, sang er, ein paar Zeilen aus einer anderen Puccini-Oper entlehnend. Die Frau zögerte einen Moment, bevor sie den Rock fallen ließ, die Jacke und die brave weiße Bluse auszog. Dessous von La Perla, Strapse und Seidenstrümpfe. Alles nach Medinas Vorlieben. Sie behielt die Schuhe an. First Class, dachte James Medina und schickte seinem Mana-

ger Victor Kamarov einen dankbaren Gedanken. Er wusste, was sein Startenor brauchte.

Sie bewegte sich wie eine Massai, und die gestreckten Hüftmuskeln ließen erahnen, dass sie irgendwann einmal im Ballett gewesen war. (Medina hasste kurze Hüftmuskeln bei Frauen. Das gab ihnen immer so etwas Watscheliges.) Als sie den Hausmantel zur Seite schlug, brach Medina in ein lautes, wohlmoduliertes Lachen aus. Er hatte ein Champagnerglas über seinen erigierten Penis gestülpt und lachte seltsam gekünstelt über seinen wunderbaren Einfall. Sein Lachen klang, als wäre es eine Passage aus einer Schubert-Romanze und als diene es zugleich als Stimmübung, unterstützt von seinen Bauchmuskeln.

Ihm behagte, was er hörte, und ihm behagte, was er sah. Seine Stimme saß, und die Frau vor ihm war perfekt. Einem strahlenden letzten Akt stand also nichts im Wege.

»Langsam, dolce, sei zärtlich zu mir, lento, legato«, sagte Medina mit »sotto voce«-Stimme. Er streckte ihr seine ganze Pracht entgegen und überließ ihr das Ruder.

»E lucevan le stelle.« – *Und es leuchteten die Sterne.* Der Tenor James Medina sang gedämpft und genießerisch, wo andere Männer vermutlich gutturale Laute der Begierde ausgestoßen hätten. Für ihn waren die Dienste der Frau, die sich nun ritlings auf ihn setzte, Teil seiner täglichen Stimmhygiene. Ja, mehr als das: Sie waren der Schlüssel zu seinen berühmten und unfassbar hoch dotierten hohen Tönen. Eine Entdeckung, die er rein zufällig zehn Jahre zuvor gemacht hatte, als er den Edgardo in *Lucia di Lammermoor* am Teatro Comunale in Bologna gesungen hatte.

Sein leidenschaftliches Liebesspiel mit der Ankleiderin in der Pause war abrupt unterbrochen worden, als

der Inspizient an die Tür der Garderobe geklopft und ihn gebeten hatte, auf die Bühne zu kommen. Bei seinem Auftritt im zweiten Akt war er noch zum Bersten scharf gewesen, was zu Standing Ovationen nach Edgardos großer Abschlusszene geführt hatte. Nie waren seine hohen Töne brillanter, sicherer und so voll samtweicher Sinnlichkeit gewesen. Von da an war er nie mehr ohne diese spezielle Form der Stimulanz auf die Bühne gegangen. Das Liebesspiel mit den hohen Tönen, hatte er gedacht, wie mit einer schönen Frau. Und der Orgasmus ist das hohe C.

Wenn eine Frau ihn bis kurz vor den Höhepunkt erregt hatte, brach er den Liebesakt ab und ging mit seiner unbefriedigten Libido auf die Bühne. Mit stahlharten Hoden und einer Feuerkugel der Begierde unter dem Zwerchfell. Nicht ohne einen leicht ironischen Unterton bezeichnete er seine Entdeckung als die »Million-dollarquart«: die Töne vom G bis zum hohen C.

»Ed olezzava la terra.« – *Und es duftete die Erde.* Medina setzte jeden Ton mit Bedacht und weich an, spürte der Vibration in Schädel und Brustkasten nach, während die Frau auf ihm sich immer schneller bewegte. Sie bedeckte seinen Hals mit Küssen, und James Medina musste all seine Willenskraft mobilisieren, um nicht nachzugeben. Er wendete den Blick nach hinten und schaute über den Oslofjord. Die Sterne leuchteten dort draußen tatsächlich – wenn auch blasser als seine strahlend hellen Töne. Das Gefühl baute sich in ihm auf. Das febrile Zittern und das Beben im Herzen, das er brauchte, um seinen göttlichen Gesang abzufeuern. Das Gefühl, sich um Haaresbreite nicht der Energieexplosion hinzugeben, nicht jede Kontrolle zu verlieren, sondern sie im Gegenteil zu übernehmen. »O dolci baci, o

languide carezze.« – *O süße Küsse, o sehnsüchtiges Kosen.* Er konzentrierte sich mit aller Macht darauf, seine Stimme mit der Energie in seinem Unterleib zu koppeln.

»E non ho amato mai tanto la vita.« – *Und hab das Leben niemals so sehr geliebt.* Diesmal sang er mit lauter Stimme. Die Frau hielt inne, verzaubert und verwirrt zugleich. Er schob sie weg, um zu vermeiden, dass er kam. Dann zog er die Hose hoch, streifte das zerfetzte Hemd über und zündete sich mit einem cognacgetränkten Zedernholz eine Zigarre an.

»Danke«, sagte er. »Du hast mich inspiriert, mich auf den Schwingen der Liebe emporgehoben. Heute Abend singe ich nur für dich. Gott wird Freudentränen weinen.«

»Tausend Dank«, antwortete die Frau, über das Lob errötend, während sie sich das Chanel-Kostüm wieder anzog, kurz ihr Haar in Ordnung brachte und zu dem wartenden PR-Chef nach draußen schlüpfte.

»Die Vorstellung beginnt in fünf Minuten, in fünf Minuten!« Die Stimme des Inspizienten krächzte aus der Lautsprecheranlage. James Medina nahm einen letzten Zug von der Zigarre, um die Schleimhäute zu betäuben. Danach war er bereit, die Bühne als Mario Cavaradossi zu betreten.

Tom Hartmann

Tom Hartmann hatte eine Karte in der sechsten Reihe bekommen, einen der für den Intendanten reservierten Plätze. Solche Ehre wurde Kritikern nur selten zuteil.

Das hatte er seinem Freund Stein Jørgensen zu verdanken, PR-Chef der Norwegischen Oper und des Balletts.

Tom Hartmann war Anfang vierzig, dunkelblond und mittelgroß. Sein Haar war dick und zerzaust, und sein Bart, den er hatte, solange er sich erinnern konnte, bekam auf beiden Seiten des Kinns allmählich graue Einsprengsel. Er war schlank, aber nicht durchtrainiert, eher der Typ intellektueller Oberlehrer als modischer Trendsetter. Seine Augen strahlten einen jungenhaften, abwesenden Hugh-Grant-Charme aus.

Tom Hartmann hatte für den Tag nach der Vorstellung die Zusage für ein umfangreiches Exklusivinterview mit Medina bekommen, das ihm auch die Opernkarte gesichert hatte. Später war diese Zusage von Kamarovs Büro wieder zurückgezogen worden, weil Medina sich, wie es hieß, umentschieden habe. Ein anderer Grund war ihm nicht genannt worden. Auch Toms Stimmung hatte daraufhin umgeschlagen und schwankte nun zwischen Wut und Verzweiflung.

Zwei Jahre zuvor hatte Hartmann das Abfindungspaket des *Dagbladet* akzeptiert und sich damit einen lang gehegten Wunsch erfüllt. Er hatte eine eigene Zeitschrift ins Leben gerufen, die *Opera Today*. Das Blatt war mittlerweile unter Kennern international hoch angesehen. Doch Tom besaß leider kein Talent als Ökonom und hatte es nicht geschafft, die nötige Balance zwischen Einnahmen und Ausgaben zu halten, sodass ihm nun der Konkurs drohte. Hätte James Medina sich an seine Abmachung gehalten und sich für Toms Zeitschrift interviewen lassen, hätte ihm dies erst einmal wieder etwas Luft verschafft. Aber nein.

Tom Hartmann war als Rezensent beim *Dagbladet* nicht übermäßig erfolgreich gewesen. Er war zu gebildet

und der Opernwelt zu wohlgesonnen, um ein gefürchteter Kritiker zu sein oder einer jener Schlächter, die die Regenbogenpresse so liebte. Hartmann betrachtete die Dinge immer von verschiedenen Seiten, was es ihm mitunter erschwerte, feste und unerschütterliche Standpunkte zu beziehen. Hatte er einer Vorstellung ein seltenes Mal den Todesstoß versetzt, verbreitete sich die Neuigkeit wie ein Lauffeuer. Wenn er dann seinen Schreibtisch verließ und den Empfang erreichte, erkundigte sich bereits der Pförtner eifrig: »Ist das wahr? Sie haben *Figaros Hochzeit* heute Abend in der Luft zerrissen?« Hatte er aber eine Vorstellung bis in den Himmel gelobt, blieb derselbe Pförtner stumm. Zeitungen verkauften sich nicht durch lobende Worte. Ein Skandal hingegen war immer eine gute Nachricht. Tom Hartmann hatte die Konsequenzen gezogen und gekündigt.

An diesem Abend in der neuen Oper hatte er allerdings die Messer gewetzt. »Ich werde James Medina schlachten, ich bringe ihn um«, hatte er seiner Exfrau Cathrine Price erklärt. »Das wird die letzte Nummer von *Opera Today*. Ich gehe unter, aber ich werde James Medina mit in den Abgrund reißen.«

Cathrine hatte ihn sechs Monate zuvor verlassen und ihre gemeinsame Tochter Cecilie mitgenommen. Sie hatte die unsichere finanzielle Lage, in die Hartmann sie mit seiner Entscheidung gebracht hatte, nicht länger ertragen und sich stattdessen einen Börsenmakler mit einem Porsche Cayenne geangelt – eine Entscheidung, die Hartmann seiner Exfrau niemals würde verzeihen können. Die Vorstellung, dass seine kleine Tochter mit Wirtschaftsmagazinen, Aktienkursen und Zinsniveaus statt mit Verdi und Mozart aufwachsen sollte, erfüllte ihn mit tiefer Abscheu.

Das Publikum an diesem Abend war milliardenschwer. Sponsoren, die 250 000 Kronen für einen bestimmten Platz im Zuschauerraum bezahlt hatten, Wirtschaftsmanager, die ihr kulturelles Alibi pflegten, und viele andere ließen die Juwelen und saphirbesetzten Manschettenknöpfe um die Wette glitzern. Darunter auch Politiker, die glaubten, ein Anrecht auf Anwesenheit im Saal zu haben, Reality-Show-Stars und so mancher Comedian mit Gesangsambitionen. Im Hintergrund arbeitete, diskret verteilt, das Sicherheitspersonal. Hartmann schoss durch den Kopf, was ein Terroranschlag bei so einer Veranstaltung wohl anrichten würde, wurde aber in seinem Gedankengang unterbrochen, weil der Dirigent sein Pult betrat und nun schon zum dritten Mal mit dem gleichen selbstzufriedenen Lächeln wie bei den zwei vorangegangenen Akten den Applaus entgegennahm. Er genoss diesen Augenblick im Rampenlicht und hielt das Publikum ein wenig länger als üblich mit dem Blick fest.

Jorma Poikonen war fraglos ein großer Dirigent, trotzdem reichte sein Ruhm nicht an den Medinas heran, und man ahnte den unterdrückten Neid in seinem angestregten Lächeln. Vollständig von Medinas Charme und Stimmpracht aus dem Feld geschlagen zu werden, war eine Situation, die den Finnen alles andere als beglückte. Der Regisseur hatte überdies darauf bestanden, große Teile des Orchestergrabens mit einem Gitter abzudecken, um die Sänger näher ans Publikum heranzubringen. Er hatte sich sogar in Poikonens Manier des Dirigierens eingemischt und ihm untersagt, die Hände höher als bis zur Schläfe zu heben, weil dies sonst das Bühnenbild störte. Kein Zweifel, Poikonen fühlte sich wie ein Statist.

Doch das Unerträglichste war, dass das Publikum nach Medinas erster Arie, »Recondita armonia«, lauthals »bravo« und »da capo« verlangt hatte. Poikonen, davon völlig unbeeindruckt, wollte weitermachen, aber Medina hatte ihn einfach ausgebremst und darauf bestanden, die Arie noch einmal zu singen. Bei dem Kampf der Giganten hatte die Luft zwischen ihnen förmlich geknistert.

In letzter Sekunde erschien eine Frau und bewegte sich durch die Stuhlreihe, in der Tom saß. Die Sitzenden erhoben sich ungehalten, um sie vorbeizulassen. Ihr Unmut entzündete sich vor allem daran, dass sie ihnen den Rücken zudrehte. Es war eine Sache, zu spät zu kommen, ganz und gar unverzeihlich aber war es, sich mit dem Rücken zu den Sitzenden voranzuarbeiten. In elitären Opernkreisen wie den hier versammelten galt ein solches Verhalten als extrem unkultiviert. Sie setzte sich auf den freien Platz neben Tom, auf dem im vorigen Akt noch PR-Chef Stein Jørgensen gesessen hatte. Tom registrierte, dass sie hübsch war und ein blaues Kostüm trug, das wundervoll mit ihren grünen Augen kontrastierte. Außerdem duftete sie nach Aqua di Parma.

Tom musste an Masako denken, die bildschöne japanische Sopranistin, mit der er in Bologna studiert hatte. Auch sie hatte immer nach Iris Nobile, Aqua di Parma geduftet. Er war lange heimlich in Masako verliebt gewesen, und eines Abends hatte er Mut gefasst und sie in eins der besten Restaurants der Stadt eingeladen. Etwas später war sein Gesangslehrer Guiseppa Tarquini im selben Restaurant aufgetaucht und hatte sich zu ihnen an den Tisch gesetzt, ohne zu fragen, ob ihnen das recht war. Doch damit nicht genug: Der siebzigjährige Tenor hatte in der Folge eine massive Charmeoﬀensive auf Masako

eröffnet, Geschichten zum Besten gegeben, neapolitanische Liebeslieder für sie gesungen und sich schließlich, nachdem Tom die Rechnung für drei bezahlt hatte, bei Masako untergehakt und war mit ihr von dannen spazierte. Masako hatte sich mit einem entschuldigenden Schulterzucken zu ihm umgedreht. Am nächsten Tag hatte Tom seinen Unterricht bei Tarquini abgebrochen und war nach Norwegen zurückgekehrt, blank und mit gebrochenem Herzen.

Die Frau nickte Tom zu und strich sich übers Haar, ehe sie sich setzte. Tom spürte, wie seine Konzentration auf die Vorstellung für einen Moment nachließ. Er nahm sich vor, Stein zu fragen, wer diese Frau war. Immerhin war er, wenn auch nicht »young«, so doch auf alle Fälle »free and single«.

Und es leuchteten die Sterne

Poikonen drehte sich abrupt um und gab dem Orchester das Zeichen zum Einsatz. Ein Ruck ging durch die Reihe der Musiker im Orchestergraben. Poikonen liebte es, seinem Dirigieren eine gewisse Unberechenbarkeit zu verleihen, weil so alle Musiker während der gesamten Vorstellung aufmerksam sein mussten. Böse Zungen behaupteten, sein größter Triumph gegenüber dem Orchester wäre, dass er den Blechbläsern ausgetrieben hatte, während der Vorstellung Comics zu lesen. Aber die, die ihn mochten, spielten mit größerer Glut als je zuvor.

»Io de' sospiri!« Der zarte Knabensopran hob sich

bemerkenswert klar von dem Orchester ab. »Io de' sospiri ...« – *Ich send Seufzer dir so viele wie die Blätter, die im Winde wehen. Du verschmähst mich, ich muss leiden; Sonnenlicht, bringst mir den Tod.*« Verletzt, schön und unheilverkündend. Die Stimme des Hirten verebte.

Die Drehbühne setzte sich in Gang, und Medina wurde sichtbar. Die Frauen beugten sich betont beiläufig und gelassen in ihren Sitzen vor, damit ihre Ehemänner nicht merkten, welche animalische Anziehungskraft Medina auf sie ausübte. Er war Stimme und Sex pur.

Auch viele Männer bewunderten Medina. Sie konnten gar nicht anders. Medinas zerrissenes Hemd entblößte seinen schwellenden Bizeps und ein stahlhartes Sixpack. Die Muskeln waren mit Öl und Theaterblut eingeschmiert. Die braunen Augen strichen über das Publikum, als würden sie mit jeder einzelnen Frau im Saal den Liebesakt vollziehen. Die dunklen, schulterlangen Locken waren von silbrigen Strähnen durchzogen. Er war ein extrem gut aussehender, charismatischer Mann von fünfundvierzig Jahren, auf dem Höhepunkt seiner Karriere.

Noch sechzehn Minuten bis zu seiner Hinrichtung.

Tom hielt das Opernglas vor die Augen, um Medina aus der Nähe zu betrachten. Sein Blick war konzentriert und abgeklärt, doch unter der entspannten Oberfläche loderte eine innere, leidenschaftliche Glut. Die Halsmuskeln umhüllten schützend wie solide Drahtseile die weltberühmten Stimmbänder. Es war kaum zu erkennen, dass Medina atmete. Er kam aus der alten Schule, in der die Schüler lernten, Arie für Arie gegen eine brennende Kerze anzusingen, ohne dass die Flamme sich bewegte. Das gab dem Sänger eine Beherrschung über sei-

nen Atem, die durchaus vergleichbar mit den Meditationsübungen mancher Yogis war.

Das Licht um Medina wurde intensiver, und das Vorspiel zu *E lucevan le stelle*, der sogenannten Turm-Arie, begann.

Eine nahezu übersinnliche Stille trat ein.

»E lucevan le stelle.« – *Und es leuchteten die Sterne.* Halb sang, halb hauchte Medina die einleitende Rezitativ-Zeile, nonchalant und kaum hörbar und zugleich doch so kristallklar wie das Aufblitzen eines Gedankens. *Ich send Seufzer dir so viele wie die Blätter, die im Winde wehen.*

Tom Hartmann war begeistert. Ein gewöhnlicher Tenor hätte bereits in der ersten Phrase auf Klang und Volumen fokussiert, aus Angst, seine Stimmgewalt nicht von Anfang an genügend unter Beweis zu stellen. Nicht so James Medina. Die nächste Zeile bekam ein winziges Crescendo, bevor sie sich ganz zurücknahm. Auf diese Weise lud er die Zuhörer in die finstersten Kammern der Seele ein.

»E olezzava la terra.« – *Und es duftete die Erde.* Er sang, als wäre jeder Ton der letzte. Man glaubte ihm, spürte Cavaradossis Todesangst und seine verzweifelte Lebenslust in den letzten Minuten, bevor die Schüsse fielen.

»O dolci baci, o languide carezze.« Ein perfektes Mezzavoce auf dem schwierigen Fis, dem Übergang zwischen Brust- und Kopftönen, der sogenannten »Passaggio«. Ein Raunen der Bewunderung ging durch den Saal. Dann folgten ein Crescendo und Decrescendo auf dem hohen A, so atemberaubend schön gehalten, dass Tom Hartmann wünschte, es möge nie enden. Medina ließ den Ton im Grenzland zwischen Echo und Stille ausklingen,

bis man nicht mehr wusste, ob er noch zu hören war oder ob es einzig ein Nachzittern der Stille war.

»Svani per sempre il sogno mio d'amore.« – *Für immer ist mein Liebestraum verflogen.* Jetzt kam der dramatische Teil der Arie für den jugendlichen Helden, in der Medina seine vokalen Muskeln anspannte. Seine Stimme dröhnte, und das dunkle Eichenholz im Saal bebte, als er dem Orchester mit seinem Fortissimo nahezu die Luft raubte.

»E non ho amato mai tanto la vita.« – *Und hab das Leben niemals so sehr geliebt.* Selten hatte das Publikum einen Sänger so sehr geliebt. Der Applaus hielt fünf Minuten an. Die Leute riefen, piffen, weinten: »Da capo!«, »Bravo!«, »Da capo!« Tom Hartmann sah ein, dass er sich geschlagen geben musste. Ihm blieb gar keine andere Wahl, als diesem Mann in seiner Kritik acht der maximal sechs Punkte zu geben. Hartmann war noch immer getroffen und verzweifelt über Medinas Absage. Trotzdem, dieser Mann war schlicht und einfach göttlich.

Poikonen hob, offensichtlich irritiert, den Taktstock und gab dem Orchester das Zeichen zum Weiterspielen, doch das Publikum rief unverdrossen weiter »Da capo! Da capo!«. Schließlich drehte Poikonen sich um, Wahnsinn im Blick, und schrie die Zuhörer an: »Not now, you fools!« Buh-Rufe prasselten auf Poikonen hernieder, und das Auditorium verwandelte sich von einer zurückhaltenden, von der Etikette gesteuerten Gruppe in einen nach Medinas Stimmpracht gierenden Organismus. Doch Poikonen trieb die Vorstellung gnadenlos voran.

Ava Armstrong – sie sang die Rolle der Tosca – versuchte tapfer, die aufkommende Disharmonie zu igno-

rieren. Sie war zweifelsohne eine tüchtige Sängerin, konnte die Diskrepanz zu Medinas Stimmgewalt aber nicht überspielen. In den letzten Szenen vor der Hinrichtung waren sie zunehmend auseinandergedriftet.

Die Stimmung im Saal war hoch explosiv. Das Publikum hatte den Dirigenten Jorma Poikonen zu seinem Hassobjekt auserkoren.

Vorhang

Niemand achtete auf den Mann, der sich am rechten Rand des dritten Rangs an die Zwischenwand aus deutscher Eiche lehnte. Die sechs Plätze vor ihm waren leer, er hatte alle gekauft. Von hier aus hatte er eine perfekte Übersicht über den Bühnenraum. Drei Schritte zu seiner Rechten war eine Tür, die zu einer Fluchttreppe führte.

Die Kamerafunktion seines nagelneuen Smartphones war aktiviert und über Bluetooth mit einem Zielfernrohr verbunden, das in ein Opernglas montiert worden war. Da das Opernglas mit Perlmutter und Messing verziert war, fiel bei dem Dämmerlicht im Saal niemandem auf, dass an seiner Rückseite eine Derringer mit Schalldämpfer installiert war. Während der ersten beiden Akte hatte der Mann das Opernglas eifrig benutzt, damit die in der Nähe Sitzenden keinen Verdacht schöpften. Jetzt drehte er es und richtete es mithilfe des gestochenen scharfen Handydisplays auf sein Ziel.

Die Soldaten, die Cavaradossi erschießen sollten, nahmen ihre Positionen ein. Der Sergeant verband ihm die